Wo es wehtut

Rechtsextreme Ideen und männliche Gewalt waren in meiner Jugend allgegen-wärtig. Fünfzehn Jahre später wählen junge Männer immer rechter, feiern Machos wie Popstars, und ich frage mich: Was haben sie mit mir zu tun? Und was ich mit ihnen?

Von Elia Blülle, Republik, 18.01.2025

Der neue Nachbar schoss den Ball so hart, manchmal rissen die Netze.

Wir liebten es, wenn er durchzog. Wir waren keine Knirpse mehr, auf die man Rücksicht nehmen musste; wir waren jetzt Fussballer, Beckham, Zidane, Ronaldo und Ronaldinho. In den Sommerferien kickten wir, bis der Ball in der Dunkelheit verschwand und es Himbeersirup auf der Terrasse gab. Der Nachbar rauchte, die Hitze verglühte, Kerzen brannten, und er erzählte Witze.

Es war 2003, Wahlen standen an. Auf unserem Küchentisch lagen Flyer mit Partei-werbung. Von einem der Flyer – dünnes Papier, billiges Design – lächelte ein bekanntes Gesicht. Er war Mitte zwanzig, liebte Tiere und Fussball.

Unter dem Foto leuchtete rot ein Slogan: «Heimattreu – frei – sozial».

Mehr als zwanzig Jahre später muss ich an diesen Nachbarn denken, als ich ein Video von einem AfD-Politiker sehe, der auf Tiktok über die «Probleme und Werte» junger Männer spricht. In mir krampft sich etwas zusammen. «Echte Männer sind rechts, echte Männer haben Ideale, echte Männer sind Patrioten, dann klappt es auch mit der Freundin», sagt der Typ, unterlegt mit einem brachialen Beat.

Als ich das AfD-Video speichere, haben es erst wenige hundert Menschen gesehen. Im letzten Herbst war es dann überall – in Talkshows, Podcasts, Zeitungen. Es wird als Beweis angeführt für eine Entwicklung, die gerade die USA, Europa, aber auch die Schweiz erfasst. Donald Trump hat Hunderte Millionen Dollar ausgegeben, um junge Männer zu erreichen. Er gewann die US-Wahlen nicht wegen, aber mit den jungen Männern.

Etwas scheint sich gerade fundamental zu verschieben. Nur was?

In meinem Freundeskreis erzählen Lehrerinnen besorgt, wie ihre Schüler auf Antifeministen wie Andrew Tate abfahren und Donald Trump abfeiern, sich in Sigma-, Alpha- und Beta-Männer unterteilen. Wir reden darüber, unsere Söhne davor zu bewahren, in diesem Männersumpf zu versumpfen. Und wir reden über diese vermeintlich abgehängten, verblendeten und ach so toxischen Jungs, als wären sie gelbgrüne Aliens mit Glupschaugen und Antennen – als wären sie nicht auch unsere Brüder, Neffen, Nachbarn, Kollegen und Freunde. Als hätten sie nichts mit uns zu tun.

Doch was haben sie mit uns zu tun? Mit mir, mit meiner Geschichte?

Vor einigen Wochen hat mir eine Freundin einen Artikel zum Urteil im Fall Gisèle Pelicot zugeschickt und mich gefragt, was ich dazu denke. Ich reagierte intuitiv mit Abwehr: Wieso muss ich mich dazu verhalten? Weil die Täter Männer sind? Und ich auch? Eine unbefangene Frage – und ich fühlte mich im ersten Moment angegriffen. Das Persönliche klebt in den Geschlechterfragen dermassen stark am Politischen, dass sie einen zwangsläufig sofort auf sich selbst zurückwerfen.

Da beginnt die Reflexion.

Aber auch Scham, Schmerz und Defensive.

Ich habe mich als Journalist bisher gehütet, persönliche Texte zu schreiben. Mein Leben ist nicht von öffentlichem Interesse. Und ich hasse Kontrollverlust. Diese Haltung ist ein Privileg. Heterosexuelle Männer können sich auf eine bequeme Position zurückziehen. Unsere Erfahrungen sind fast immer die Norm. Wir müssen uns selten erklären. Unter Männern herrscht deswegen, aber auch aus anderen Gründen, tiefe Sprachlosigkeit.

Eigentlich wollte ich in diesem Text nüchtern ergründen, wieso junge Männer gerade nach rechts abdriften. Dann merkte ich, das geht nicht, ohne über mich selbst zu schreiben. Erstens, weil ich mittlerweile überzeugt bin, dass das Schweigen und die fehlende Aufrichtigkeit erst die Bühne bereiten, auf der Leute wie Donald Trump gerade laut aufspielen. Und zweitens, weil da, wo ich herkomme, viele junge Männer schon immer rechts waren.

Warum hast du geschwiegen?

Als meine Familie 1999 von der Kleinstadt aufs Land zog, fühlte sich vieles fremd an. Hier hörte die Kindergartenlehrerin DJ Ötzi und legte «Anton aus Tirol» in den Kassettenrekorder.

Auf dem Balkon unseres Nachbarn hing eine Schweizer Fahne mit Wappenschild und Strahlen. Er kandidierte für eine Partei rechts der SVP. Im Mehrfamilienhaus arrangierte man sich. «Er ist ein Guter», hiess es. War er auch. Wir Kinder vergötterten ihn und seine Freundin. Meine Eltern – links, progressiv – vermieden politische Diskussionen vom ersten Tag an; hier lebten wir Tür an Tür, man musste mit den Nachbarn auskommen. Und im Dorf war unser Nachbar mit seiner Meinung ohnehin nicht allein.

Vor der Turnhalle lungerten ältere Jungs herum, die brutal aussahen und mir suspekt waren. Sie erzählten Dinge, die ich nicht verstand. Was ich verstand: Sie hassten Kustrim und die Gashis, die im baufälligen Haus neben dem Sportplatz wohnten und besser Fussball spielten als alle anderen. Nach einem Kurzschluss brannte das alte Gebäude nieder. Das Dorf versammelte sich zum Lagerfeuer. «Hört auf. Lasst es einfach abbrennen!», soll einer der Feuerwehr in dieser Nacht zugerufen haben. So erzählte man es sich später.

Ich erinnere mich eigentlich gern ans Dorf, es bot mir einen unendlichen Spielplatz und Geborgenheit, die ich in der Stadt bis heute vermisse.

2006 zog meine Familie erneut um – in eine grössere Gemeinde, immer noch Aargauer Hinterland. Ich war vierzehn Jahre alt und erlebte den Kulturschock meines Lebens. Hier kritzelte der Sitznachbar Hakenkreuze in sein Mathebuch; in meiner neuen Sek-Klasse wuchs eine Faschoclique heran. Wenn sie dachten, niemand sehe zu, begrüssten sie sich mit ausgestrecktem Arm.

Auf dem glorios schlecht moderierten Netzwerk Netlog posteten sie Schweizerkreuze und Sprüche in Frakturschrift.

«Schweizer kannst du werden. Als Eidgenosse wirst du geboren.»

Sie kommentierten ihre Bilder mit Szenencodes, «❤️848❤️» («Heil dir Helvetia») oder mit «88» («Heil Hitler»).

Was ich auch sofort verstand: Hier war alles verdächtigt, schwul zu sein. Und alles Schwule wurde verachtet. Skater waren schwul; die Art, wie jemand sich bewegte, wie jemand sprach. Und ich kontrollierte mich peinlichst. Es galt auch als schwul, die Beine im Sitzen zu kreuzen. Das machen Frauen oder Schwule, hiess es. Noch Jahre später würde ich mich dabei erwischen, wie ich im Stress meine Beine hastig entfaltete und breiter hinstellte, sobald ich bemerkte, dass ich sie überkreuzt hatte.

smeily_helvetia@... lautete meine erste E-Mail-Adresse, mit der ich mit Mädchen chattete, in die ich verknallt war. Im Skilager schlief ich mit der Clique im selben Massenschlag. «Hängt dem Adolf Hitler, hängt dem Adolf Hitler …», grölten sie zum Rechtsrock, der aus den mitgebrachten Boxen dröhnte. «Hängt dem Adolf Hitler den Nobelpreis um.» Mit meinen Eltern hatte ich «Schindlers Liste» gesehen. Mir war es unwohl, wenn die Musik lief. Aber ich schwieg. Wahrscheinlich auch, weil alle schwiegen. Unsere Lehrer mussten die Musik hören – es ging gar nicht anders; sie dröhnte mit neunzig Dezibel durch die Holzwände. Ich steckte mir Kopfhörer in die Ohren.

Was wolltest du tun? Aufstehen und sagen, stellt diese Musik ab, während vier Jungs, doppelt so breit wie du, gerade laut den Text mitbrüllten?

Fast zwei Jahre lang lief ich der Clique hinterher. Eine kurze Zeit, für mich ein halbes Leben.

In dieser Zeit war in mir etwas verloren gegangen. Am Anfang der Pubertät hatte ich bei den Grosseltern, die das Mindestalter im TV-Programm lasch interpretierten, den Film «Gladiator» gesehen. Danach lag ich die Nacht wach, weil mich die Bilder verfolgten – und konnte erst schlafen, nachdem ich zu meiner Grossmutter unter die Decke gekrochen war. Bei den *rom-coms* mit Julia Roberts, die meine Eltern schauten, heulte ich. Zu Hause hörte ich Avril Lavigne, Rihanna, Beyoncé, las «Twilight». In meiner Familie war ich sicher. Meine Eltern sagten, es spielte für sie keine Rolle, welche Sexualität wir hätten, bevor wir überhaupt richtig verstanden, was das bedeutete;

sie waren feinfühlig, hörten immer zu, urteilten fast nie. Mein Vater lebte ein Männerbild vor, das sich mannigfaltig von jenem unterschied, das mir draussen begegnete. Er stellte mehr Fragen, als er sprach. Er war nie autoritär oder gemein. Bis ich vierzehn war, trug ich schulterlange Haare und war sehr schmächtig. Manchmal wurde ich für ein Mädchen gehalten – in der Skigondel, im Manor. Dann schnitt ich mir die Haare ab. Das ging nicht mehr.

Verliess ich mein Zuhause, betrat ich eine andere Welt.

Die Clique traf sich jeden Freitag in einer Waldhütte, wo sie vor der Dorfpolizei und dem Regen sicher war. Einige Male luden sie auch Mitläufer wie mich ein. Die Abende verliefen gleich. Zum Start Schnupftabak. *«Priiiissss!!!»* Und dann wurde die wichtigste Frage des Abends gestellt: Wer leerte das Bier am schnellsten? Wer trank am meisten Dosen? Wer fiel zuerst? Einer lag mehrere Wochen im Spital, weil er bei der Talabfahrt vom Fahrrad stürzte und sich mehrfach den Kiefer brach. Manchmal, vor allem wenn Mädchen dabei waren, spielten sie weniger extreme, aber immer noch rechte Musik. Böhse Onkelz oder Freiwild. Ich erinnere mich bis heute an die Songtitel.

«Nur die Besten sterben jung»

«Das Land der Vollidioten»

«Rache muss sein»

Wovor rennst du davon?

Im vergangenen Sommer erwischte mich eine Grippe, und weil meine Eltern in den Urlaub verreist waren, hütete ich ihr Haus. Der Arzt riet mir, täglich eine Stunde zu spazieren – also schleppte ich mich jeden Abend in der Dämmerung durchs Dorf, vorbei an meiner alten Schule, dem Fussballplatz und den Häusern, wo meine früheren Schulkollegen gewohnt hatten. Einmal erkannte ich einen von ihnen von weitem. Ich überlegte mir, zu grüssen, verwarf den Gedanken aber rasch wieder und bog eine Strasse früher ab.

Wieder zu Hause ärgerte ich mich: Wovor rennst du davon? Wovor hast du Angst?

Ich wünschte, ich könnte über meine Jugend schreiben wie Benjamin von Wyl, Journalist und Schriftsteller, der noch etwas tiefer hinten im Tal aufgewachsen ist. In

einem Essay schrieb er, nichts habe ihn so geprägt wie die rechtsextreme Dominanz auf den Pausenplätzen, die Narbe unter seiner rechten Augenbraue erinnert ihn bis heute daran. Die Prägung teilen wir. Ich trage aber keine Narbe. Ich wollte dazugehören. Und ich begriff früh: Wer sich unter Männern nicht stramm einordnet, wird ausgeschlossen, schlimmstenfalls zusammengeschlagen.

Ich habe beobachtet, wie die Komischen, Unbeholfenen, Autisten, Spätzünder, Super-Introvertierten gequält wurden. Jungs, die anders waren.

Letzthin habe ich einen von ihnen zum Kaffee getroffen, jemanden, der manchmal in der Schule auch rechte Sprüche geklopft hat, zwei Klassen über mir war und von dem ich wusste, dass er sich später geoutet hat und weggezogen ist. Er erzählte mir, wie er damals gelitten hätte, aber wie er auch die Schwächeren gemobbt hätte, damit er verstecken konnte, dass er schwul ist.

«Schämst du dich auch für diese Zeit?», fragte ich.

«Wir mussten ja irgendwie überleben», antwortete er.

Ich selbst hatte noch nie wirklich Angst vor einer Frau. Vor Männern ständig.

Das war in der Schule auf dem Dorf so – aber auch später in Zürich, wo alle angeblich so aufgeklärt sind. Zweimal schlugen mir Männer in Konzertlokalen eine Faust ins Gesicht; an Orten, wo ich mich sicher fühlte. Als Journalist erlebte ich in einer extrem kompetitiven Branche, wie mich ältere Kollegen anbrüllten, niedermachten oder meine Arbeit abwerteten. Alle politisch links. Ich war ein neuer Konkurrent, ich war eine Bedrohung. Mit Frauen machte ich solche Erfahrungen zwar auch – aber seltener.

Zeitgleich bemühte ich mich um die Anerkennung dieser Männer. Ihnen wollte ich gefallen, sie wollte ich beeindrucken. Und das wurde oft auch belohnt: mit Aufmerksamkeit, Lob, Unterstützung, Jobangeboten.

Opportunismus, Verbrüderung? Bestimmt. Aber auch Überlebensstrategie.

Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich von der Sekundarschule in die Bezirksschule rausbefördert wurde. Neue Klasse, neue Freunde. Die alten waren bald weg. Mehr Freikirche, Skater. Meine alten Freunde luden mich nicht mehr ein. Politik – oder das, was wir dafür hielten – spielte keine Rolle mehr. Die Musik änderte sich.

Wir hörten jetzt Hip-Hop, Eminem, Sido, Bushido, Kool Savas, Fler.

Du bist eine Schwuchtel wie Dreck auf dem Boden.

Bist ’ne Schande für meinen Pimmel, Bitch, geh weg und lass mal gut sein.

Mach kein auf prüde Schlampe, sonst gibt es Prügel Schlampe.

Diese Songs dröhnten durch die Kabine meines Fussballclubs, der meine Freizeit bestimmte. Auf dem Feld herrschte Krieg. «Ich schlitze dich auf», flüsterte mir ein Gegenspieler ins Ohr. «Fass mich nicht an, du Schwuchtel.» Am brutalsten waren Spiele gegen migrantische Jugendmannschaften wie FC Mladost oder FC Türkgücü. Einer schlug mir die Faust ins Gesicht. Ein Vater attackierte den Schiedsrichter. Nachdem mir ein Gegenspieler mit gestrecktem Bein und Stollenschuhen das Knie zerrupft hatte und ich monatelang nicht mehr spielen konnte, hörte ich auf und verliess den Verein.

Im Nachbardorf formierte sich zu dieser Zeit eine «Gang», in der sich Realschüler aus den Blöcken verbündeten. Im Schwimmbad und im Jugendtreff kam es zu Schlägereien. Ein Blick, eine falsche Antwort, bämmmmm.

2009 schlug einer von ihnen mit dem Skateboard auf einen 19-Jährigen ein, weil ihm dieser keine Zigarette geben wollte. Er erlitt einen fünffachen Schädelbruch und musste fünf Stunden operiert werden.

Einige Jahre später wurde mein jüngerer Bruder auf dem Nachhauseweg spitalreif geprügelt – dieses Mal von einem betrunkenen, älteren Neonazi.

Erzähle ich heute von dieser Gewalt, relativiere ich sie meist im selben Atemzug. Wer bin ich, über diese Erfahrungen zu sprechen? Andere erleben so viel schlimmeres Leid. Steht mir das überhaupt zu? Ich bin kein Opfer. Definitiv nicht. Gleichzeitig merke ich, wie peinlich mir diese Gewalt ist: Ich kann keine coolen Heldengeschichten erzählen, wie ich Fäuste eingefangen habe, weil ich auf der Strasse jemanden beschützt oder mich gewehrt hätte. Würde ich auch nie tun: Seit ich weiss, was ein gut platzierter Schlag auf den Kopf anrichten kann, habe ich fürchterliche Angst davor.

Diese Angst ist vielen Männern – mich eingeschlossen – peinlich.

Fürchten darf sich ein Mann vor dem Tod. Aber sicher nicht vor Männern. Im Beruf, in Vereinen, in Familien werden Männer ständig von anderen Männern verletzt und erniedrigt. Fast alle schweigen – wie immer bei Gewalt – aus Angst. Aus Angst vor Entmannung. Aus Angst, dass sie sich mit ihrer Scham, mit ihren Verletzungen noch verwundbarer machen.

Jetzt drängt sich natürlich sofort und zu Recht die Frage nach der Gewalt an Frauen auf.

Was mich erschreckt: Denke ich zurück, fällt mir auf, wie normalisiert gewaltvolles und übergriffiges Verhalten gegenüber Frauen war. Ich erinnere mich, wie junge eifersüchtige Männer ihren Freundinnen verboten, mit anderen Männern befreundet zu sein; wie in Männerrunden gefachsimpelt wurde, welche Mädchen man am einfachsten gefügig macht, indem man sie mit Alkohol «abfüllt»; wie wir Frauen als «Schlampen» kategorisierten.

2012 ging ein Video herum, das eine minderjährige Frau beim Masturbieren zeigte, von ihrem Ex-Freund auf Facebook veröffentlicht, und es war national in den Schlagzeilen. Einer der schlimmsten Cybermobbing-Fälle in der Schweiz, seit es das Internet gibt. Ich war an der Kantonsschule, bereits volljährig, das Video wurde auch da rege herumgezeigt. Soweit ich mich erinnere, hat kein einziges Mal jemand eingegriffen.

Trotz allem Fortschritt waren die vergangenen zwanzig Jahre durchsetzt mit einer Kultur, die sexualisierte Gewalt massiv verharmloste. Einer unserer Lieblingsfilme war «American Pie», den wir sogar einmal in der Schule schauten. Ein College-Film, in dem Frat-Boys eine Frau heimlich beim Masturbieren filmen und um den Verlust ihrer Jungfräulichkeit wetteifern. Lief in jedem Kino. Einer hält im Film eine Ansprache, die auch aus einem Incel-Forum stammen könnte. «Nicht länger werden unsere Penisse schlaff und ungenutzt bleiben», sagt er. «Wir werden für jeden Mann kämpfen, der keinen Sex hat.»

Wir feierten auch Barney Stinson aus der Sitcom «How I Met Your Mother». Ein überzeichneter Playboy; wir verehrten ihn nicht als Karikatur, sondern als erstrebenswertes Ideal. Einer der Drehbuchautoren hat Stinsons Regeln in den 2000er-Jahren für «echte Männer» in einem Buch niedergeschrieben.

Den «Bro Code» schenkte mir ein Freund zum sechzehnten Geburtstag.

Regel 1: «Bros before hoes.»

Regel 41: «Ein Bro weint nie.»

Regel 89: «Ein Bro sagt stets Ja, um einen anderen Bro zu unterstützen.»

Mit sechzehn gingen wir feiern – ins «Halligalli», einen billigen Club in einem Industriequartier. Während der Happy Hour gab es «Salitos» zum halben Preis, die sofort ins Gehirn schossen und dir nach zwei Flaschen die Körperbeherrschung abdrehten. Es lief Pitbull, David Guetta, 50 Cent. Der Boden klebte, und ein Typ, den ich flüchtig kannte, lallte mir zu, ich müsse heute eine Frau aufreissen. «Ist einfach», sagte er. «Man muss sie von hinten packen.»

Sein Blick wanderte durch die zappelnde Menge, er drehte sich um und schaute wie ein Vater, der seinem Sohn erklärte, wie er den Rasenmäher anwerfen sollte.

«Ich zeige es dir.» Er grapschte sich an ein Mädchen ran. Sie schlug die Hand fort, schubste ihn weg.

«Eine Bitch», sagte er später an der Bar.

Nach drei Stunden war mir übel. Ich musste mich übergeben und wankte zum Bahnhof, ohne mich zu verabschieden. Ich dachte: Ich bin ein Versager. Nie getraute ich mich, einer fremden Frau von hinten an die Hüfte zu greifen.

Was für ein Mensch willst du eigentlich sein?

Jetzt kann man sagen, das ist nun mal der Kanton Aargau. Da werden Menschen eines Tages verrückt, rechts und frauenfeindlich. Und ja, das ist Teil der Wahrheit. Ein Deutschlehrer, damals CVP-Grossrat, ermutigte uns obsessiv, das N-Wort zu benutzen. Als eine Asylunterkunft eingerichtet werden sollte, fragte einer an der Gemeinde-versammlung, ob er jetzt mit Baseballschlägern durchs Dorf laufen müsse, und eine andere meinte, die Bauern sollen «die Terroristen» bitte mit dem Traktor überfahren.

Es gab aber auch im Dorf solche, die sich widersetzten. Ein Lehrer, der aufstand, als gegen Asylsuchende gehetzt wurde. Ein Pfarrer. Ein Fussballtrainer. Und nirgends habe ich vergleichbare Diversität erlebt.

Das Leben an der Universität, am Gymnasium, mit den vielen Stadt- und Lehrerkindern war homogen und einfacher. Fleissig filterte das Bildungssystem alle raus, die nicht passten – Ausländerinnen, Arme, Arbeiterkinder, Verschrobene und Laute. Ich habe mir lange eingeredet, meine Bildung, später die Stadt hätten mich davor bewahrt, wie andere in der Radikalisierung und den Drogen zu verschwinden. Wahrscheinlich ist das nicht nur falsch. Auch meine Eltern haben mich vor vielem beschützt. Vor allem aber meine späteren Partnerinnen, Freunde und Freundinnen, die mich zwangen, jene Frage zu stellen, die sich ein Mann nicht früh genug stellen kann: Wann hast du dich eigentlich verloren? Wieso scheust du dich vor der Wahrheit?

Wir neigen dazu, kohärente Geschichten über uns selbst zu erzählen, fest an diese zu glauben, zu ersticken, was nicht passt oder passen darf. Lange war ich etwa überzeugt, ein absolut furchtloser Mensch zu sein. Obwohl ich als Journalist bei meinen ersten Interviews so nervös war, dass ich vor dem Termin erbrechen musste. Obwohl ich bei Dates oft komplett überfordert war, bangte, zu versagen oder etwas Dummes zu sagen. Wenn mich aber jemand fragte, sagte ich immer: «Nein, Angst kenne ich nicht.»

Ein anderes Beispiel: Als junger Erwachsener verreiste ich oft allein ins Ausland. Ich glaubte, das entspräche meinem Naturell. Ich eiferte meinen Lieblingsautoren und Reportern nach, die frei und verlassen, immer an sich und dem Leben leidend, durch die Welt zogen. Meinen 22. Geburtstag verbrachte ich allein in einem Flugzeug nach New York. Die Trauer, die mich an diesem Abend überfiel, tat ich als Geburtstags-melancholie ab.

Vergangenen Frühling verreiste ich erneut allein. Bereits nach wenigen Tagen fühlte ich mich schrecklich. Und erstmals konnte ich mir eingestehen: Das bist nicht du! Du magst es gar nicht, einsam vor dich hin zu grübeln.

Für diese Erkenntnis benötigte ich mehr als dreissig Jahre.

Bei der amerikanischen Entwicklungspsychologin Niobe Way habe ich etwas gelernt, das mir noch einmal geholfen hat, zu verstehen, wieso ich heute mit Wehmut auf meine Jugend und mein frühes Erwachsenenleben zurückblicke. Way widerlegt, dass Männer von Natur aus nach Autonomie, Isolation und Konkurrenz streben. In einer Langzeit-studie hat sie Tausende Knaben und Männer begleitet. Bemerkenswert ist: Knaben im

Kindergarten- und Primarschulalter verfügen im Schnitt über vergleichbares Einfühlungsvermögen, emotionale Intelligenz und schliessen ähnlich gefühlsbetonte Freundschaften wie gleichaltrige Mädchen.

Das ändert sich aber in der Pubertät. Mit zunehmendem Alter verlieren Knaben an Empathie, sozialen Fähigkeiten, schneiden in Tests, die solche Eigenschaften messen, durchs Band schlechter ab als Mädchen.

«Männer werden als Menschen geboren, und wenn sie älter werden, prügeln wir das aus ihnen heraus», sagt die Psychologin Way. «Sie haben eine bemerkenswerte Beziehungs-intelligenz, aber dann kommt die Kultur und schaltet sie ab.»

Wieso pflegen viele Männer keine oder nur wenige Freundschaften?

Wieso drehen sich viele Gespräche unter Männern um nichts?

Aus meiner Jugend ist kein einziger männlicher Freund geblieben. Weibliche schon. Auch ich habe emotionale Bindungen mit zunehmendem Alter bei Frauen gesucht, die mir die meisten Männer versagten.

Kein Wunder, sagen heute so viele junge Männer, sie seien einsam. Kein Wunder, sind sie anfällig für Autokraten, Youtube-Intellektuelle und religiöse Extremisten, die ihnen Fake-Empathie und Verbrüderung anbieten, verstärkt durch Algorithmen, die Zorn belohnen. Diese nehmen sich ihrer Verletzungen an – während die Mehrheit der Männer kollaboriert und praktiziert, was sie von Kind auf gelernt haben: stiller Stoizismus.

Hassten die rechten Jungs aus meiner Jugend noch isoliert in den Aargauer Dörfern vor sich hin, vernetzen sich ihre Nachfolger heute global, angestachelt von einigen der mächtigsten Männer überhaupt. Dabei ist nichts von dem, was sie von sich geben, wirklich neu – das war alles schon da, jetzt frisch verpackt und vermarktet.

Wladimir Putin nennt den Westen «verweiblicht», AfD-Vertreter diagnostizieren den «identitätsgestörten Mann» und radikale Islamisten eine «Entmannung», der Papst sagt, die «Gender-Ideologie» lösche die Menschlichkeit aus. Und Facebook-Gründer Mark Zuckerberg, der früher seine Visitenkarte mit «I'm CEO, Bitch» bedrucken liess, forderte jüngst mehr «männliche Energie» in Unternehmen.

Misogynie und patriarchale Männlichkeit sitzen tief, das schüttelt niemand wie eine Erkältung ab – das gilt für die Gesellschaft, aber auch für mich selbst. Ich erwische mich dabei, wie ich Frauen unterschätze oder sie weniger ernst nehme; wie ich männliche Gewalt verharmlose oder nicht erkenne; wie ich mich selbst und meine Fähigkeiten immer wieder massiv überschätze.

Vieles kriege ich nicht hin, werde es vielleicht nie hinkriegen. Aber in dieser Auseinandersetzung kommt mir das groteske Zerrbild, das ich von meiner Identität habe und hatte, immer alberner vor. Das schmerzt; ich muss mich von Erzählungen verabschieden, die mich lange begleitet haben.

Aber diese Konfrontation erlaubte mir auch, das erste Mal aufrichtig zu fragen: Was für ein Mensch willst du eigentlich sein? Und das befreit.

Vor dieser Emanzipation fürchten sich Rechtsextremisten. Denn sie hassen Freiheit. Jene Männlichkeit, die Donald Trump und Elon Musk bewerben, legitimiert sich durch Gewalt, indem sie primär und grausam Frauen, aber auch alternative Männlichkeit verspotten, unterdrücken und zerstören.

Sie wollen alle in ihrer patriarchalen Welt einkerkern – wie schon diverse andere totalitäre Ideologien, die den «idealen Mann» propagierten, soldatisch und stark, den «femininen Feind» als Bedrohung für die nationale Potenz darstellten, wahlweise Juden, Schwarze, Homosexuelle, Arme, Intellektuelle, Behinderte als «unmännlich» brandmarkten.

Wer also glaubt, in den Diskussionen um Geschlechtervielfalt und Patriarchat ginge es um Befindlichkeiten oder Moralismus, hat nichts verstanden. Wir werden die aktuellen massiven politischen Verwerfungen nie durchdringen und nie gut darauf reagieren, wenn wir nicht die überdeutliche Wahrheit anerkennen: dass es dabei, auch und prominent, um Männer, unsere Verletzungen und unsere Gewalt geht.